

gen auch hierfür eine beherrschte Wissenschaftlichkeit der Leistung, wie sie die schöne Untersuchung von Eduard Stemplinger über Horaz im Urteil der Jahrhunderte (Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 1921) beweist. Es läßt sich keine bessere Einführung in die Horazlektüre finden als diese Geschichte der ästhetischen und moralischen Bewertung desjenigen lateinischen Dichters, der niemals ganz seine repräsentative Geltung verloren hat, als ein Inbegriff altrömischer Lebensheiterkeit und Weltklugheit, wie etwa Cäsar den altrömischen Militär und Politiker, Cicero den altrömischen Rhetor, Vergil den altrömischen Nationaldichter (Wer wird nicht seinen Klopstock loben . . .) für das letztverflorrene Jahrhundert humanistischer Schulbildung repräsentiert. Mit der Urbanität des alten Horaz war man also, auch wenn man sich nichts weiter aus den literarhistorischen Rangstreitigkeiten machte, in die ihn seine Bewunderer und Gegner im Verlauf der Jahrhunderte verwickelten, durchaus einverstanden. Aber der geistreiche Lebemann, den man sich gern vorstellte, war auch ein vortrefflicher Metriker, und das hat die guten Absichten seiner Übersetzer nicht wenig gestört. Wie denn überhaupt die kunstreichen Nachbildungen aller Feinheiten der antiken Dichtersprache, die sich in einer anderen bisweilen gar nicht, meist nur höchst mühselig wiedergeben lassen, den Übersetzungen antiker Klassiker ihren Weg versperre. Je kunstvoller sie wurden, desto mißverständlicher und trodener wurden sie auch, trotz aller ihrer Wissenschaftlichkeit. Was das geschulte Ohr eines gebildeten Griechen oder Römers in den berühmten Schrifttumswerken seiner Muttersprache heraushörte, das konnte allmählich annähernd auch ein Nachgeborener heraus hören lernen, wenn er, sich in diese Sprache vertiefend, mit ihr vertraut würde. Aber eine metrische Richtigkeit, die die deutsche Sprache zwängte, ließ die fleißigsten und gelehrtesten Übersetzungen oft verderben, weil sie zwar in der Herstellung der Hüllen antiker Poesie Bewundernswertes leisteten, dieser Leistung jedoch die eigensten Werte jener Dichtungen aufopferten, ihren begrifflichen Inhalt, ihren inneren Rhythmus. Daß manche, im Versmaß und im Wort getreue Übersetzung, vielleicht eine Geduldprobe langer Jahre, den Leser abschreckt, liegt nicht zum wenigsten an solchen Mißverhältnissen, deren Ausgleich nur in besonderen Fällen möglich scheint. Wer etwa, des Griechischen nicht gut mächtig, den Meister der griechischen Chorlyrik in seiner neuesten, schön ausgestatteten und sorgfältig bearbeiteten deutschen Ausgabe, die sich klug auf eine Prosa-Wiedergabe einschränkte (Pindar. Übersetzt und erläutert von Franz Dornseiff, Leipzig, Insel-Verlag, 1921), kennenlernt — sie ist dazu die weitaus empfehlenswerteste —, wird sogleich eine deutliche Vorstellung dieser ganzen Kunstgattung erhalten, die sehr weit von der entfernt ist, die einige geschätzte ältere Übersetzungen des Dichters vermitteln. Denn diese Übersetzungen werden erst verständlich, wenn man sie genau mit ihrem Urtext vergleicht. Keineswegs jedoch brauchen sich Kunstgefühl und Wissenschaftlichkeit auszuschließen. Um sich in die Umwelt einer Vergangenheit zu versetzen, bedarf es mancher Kenntnisse von Tatsachen, die ein Dichter jener Zeit voraussetzt. Das verlockt leicht zu einem archäologischen Kommentar, der sich überall zwischen die Dichtung und ihren Leser drängt. Wenn derartig lebhaft übertragene zum Überdruß wurden, ist das nicht verwunderlich. Mit Recht ziehen es deshalb die neuen Übertragungen aus dem Griechischen und Römischen vor, ihre Arbeit geschmackvoll zu rahmen, Gegenwart und Vergangenheit reinlich zu trennen, statt sie in eine historisch-kulturhistorische Mosaik zu zerlegen. Auch das wird wieder die Gunst der Leser den antiken Autoren zuwenden. Und es ließe sich wohl fragen, mag auch mancher Pädagoge darüber sein Haupt schütteln, ob es nicht besser ist, daß die Schüler humanistischer Anstalten die alten Schriftsteller teilweise aus guten Übersetzungen kennenlernen, anstatt daß sie ihnen bloß bruchstückweise durch grammatikalische Übungen zugänglich werden. Besonders gilt das für die nicht auf den Schulen gelesenen Werke. Für sie sind gute En regard-Ausgaben das wünschenswerteste Hilfsmittel. Als das Vorbild einer solchen sei die letzte Arbeit des Wiener Privatdozenten der Philologie August Mayer bezeichnet, eine künstlerisch und wissenschaftlich vollwertige Leistung. (Der Kranz des Me-

leagros von Gadara. Auswahl und Übertragung von August Dehler. Mitgegenübergestelltem Urtext. Berlin, Propyläen-Verlag, 1920.) Für einen älteren Gymnasiasten müßte ein Buch wie dieses, müßten überhaupt die guten Übersetzungen ohne pädagogische Tendenzen ein erwünschtes Festgeschenk sein, das er mit seinen ihm sonst wertvollen Bänden ins Leben mitnehmen wird. Eine ähnliche Beobachtung machte schon A. A. Renouard, ebenso als Buchhändler wie als Büchersammler ausgezeichnet, in seinem Catalogue de la bibliothèque d'un amateur (Paris, 1819, III, 275). Er hebt da hervor, wie die Engländer an der buchgewerblichen und wissenschaftlichen Ausstattung der Editiones in usum scholarum, in usum tyronum nicht sparten und für sie gern einen höheren Preis anlegten, während die französischen Schulbücher nur auf die Billigkeit zugeschnitten seien. Das möge seine Geltung für die unteren Klassen und ihren Bücherverbrauch haben. In den oberen aber bilde sich schon die Büchersammlung des jungen Mannes, der, wenn er literarische Interessen hätte, seinen ansehnlicheren Bücherhorrat aufhebe, zu dem die schätzbaren Schulausgaben nicht gehörten. So entfremde er sich den klassischen Studien. Das Beispiel soll sich nicht gegen die gegenwärtigen Schulausgaben richten. Und es soll auch nicht für unbedingt beweiskräftig gelten. Immerhin jedoch verdient es wohl, daß man es auch heutzutage noch überlegt.

Auch die Liebhaberausgabe hat sich von neuem den antiken Autoren zugewendet, aus einem inneren Bedürfnis heraus, nicht der bloßen Buchmacherei wegen. In früheren Jahrhunderten gehörten die Prachtausgaben dieser Klassiker zum selbstverständlichen Bibliothekenschmuck, waren gesuchteste Liebhaberwerte, zumal in dem Sammelsport der Großpapiere. Nun verweigert man auch den Übersetzungen, die es wert sind, nicht die höchsten Buchehren. Die Officina Serpentina in Berlin-Steglitz — deren Auctores-Reihe sich nicht damit begnügen will, Musterdrucke zu veröffentlichen, die vor allem eine glückliche Lösung des ästhetisch-technischen Problems der griechischen Typographie erreichte, wovon noch ausführlicher späterhin die Rede sein soll — hat (1920) den D. Valerius Catullus. Deutsch von Ernst Hohenemser veröffentlicht, einen köstlichen Band, zu dessen vielen Vorzügen auch der gehört, die erste vollständige deutsche Übertragung des größten römischen Dichters zu bieten. Dazu erhalten wir nun auch noch den deutschen Properz, wie wir ihn schon lange wünschten: Paul Mahn, Die Gedichte des Properz. Deutsche Nachdichtung (Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin 1921). Der Hinweis darauf, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit eine vierte Auflage, für die der Verlag keine Ausstattungskosten sparte, möglich und nötig wurde, ist eine nicht zu überbietende Empfehlung. Ein Modename hat es leicht, die Auflagenhöhe gipfeln zu lassen. Ein deutscher Properz jedoch, der war ein Unbekannter wie der jüngste Dichter unserer Tage. Er hat einen Überraschungssieg davongetragen. Die Leser, die ihn erst aus dieser Nachdichtung kennenlernten, werden, wenn sie aus ihrem Konversationslexikon oder sonstwoher wußten, daß der Sextus Propertius ein Dichter mit sehr vielen dunklen Stellen sei, nicht wenig den Kopf geschüttelt haben. Denn aus dem eleganten Bande tritt ihnen dieser vornehme Weltmann des Mäcenat-Kreises mit einer Leichtigkeit entgegen, die überhaupt nicht das Gefühl aufkommen läßt, es könnte irgendwelche Schwierigkeiten haben, ihn deutsch statt lateinisch reden zu lassen. Jetzt doch, man sehe sich einmal an, wie ihn Knebel, von Goethe sekundiert, sprechen ließ. Wie man denn überhaupt diese Nachdichtung recht eigentlich erst schätzen lernt, wenn man sie mit dem Original vergleicht. Das Geheimnis dieser wie aller anderen gelungenen Nachdichtungen und Übersetzungen ist leicht zu verraten, aber sehr viel schwerer anzuwenden, ihr Meister hat die beiden Sprachen gekannt, die, aus der er, und die, in die er übertrug. Man unterschätze derartige, für eine Nachbildung fremden Geistes- und Sprachgutes selbstverständlichste aller Voraussetzungen nicht. Wir haben sehr viele Übersetzungen, sehr wenige gute. Als ein Diener am Wort muß der Übersetzer philologische Akribie mit künstlerischer Souveränität verbinden. Vermag er das, dann erfüllt seine Leistung nach dem von ihr gewählten Standpunkt zu